

Dorothea Kolland

Künste, Diversity und Kulturelle Bildung

30 Jahre kommunale Kulturarbeit
zwischen Kultur- und Gesellschaftspolitik



Kolland

Künste, Diversity und Kulturelle Bildung

KULTURELLE BILDUNG /// 35

Eine Reihe der BKJ – Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung, Remscheid (vertreten durch Hildegard Bockhorst und Wolfgang Zacharias) **bei kopaed**

Beirat

Karl Ermert	(Bundesakademie Wolfenbüttel a.D.)
Burkhard Hill	(Hochschule München)
Birgit Jank	(Universität Potsdam)
Peter Kamp	(Vorstand BKJ/BJKE)
Birgit Mandel	(Universität Hildesheim)
Wolfgang Sting	(Universität Hamburg)
Rainer Treptow	(Universität Tübingen)

Kulturelle Bildung setzt einen besonderen Akzent auf den aktiven Umgang mit künstlerischen und ästhetischen Ausdrucksformen und Wahrnehmungsweisen: von Anfang an und lebenslang. Sie umfasst den historischen wie aktuellen Reichtum der Künste und der Medien. Kulturelle Bildung bezieht sich zudem auf je eigene Formen der sich wandelnden Kinderkultur und der Jugendästhetik, der kindlichen Spielkulturen und der digitalen Gestaltungstechniken mit ihrer Entwicklungsdynamik.

Entsprechend der Vielfalt ihrer Lernformen, Inhaltsbezüge und Ausdrucksweisen ist Kulturelle Bildung eine Querschnittsdisziplin mit eigenen Profilen und dem gemeinsamen Ziel: Kultur leben lernen. Sie ist gleichermaßen Teil von Sozial- und Jugendpolitik, von Kunst- und Kulturpolitik wie von Schul- und Hochschulpolitik bzw. deren Orte, Institutionen, Professionen und Angebotsformen.

Die Reihe „Kulturelle Bildung“ will dazu beitragen, Theorie und Praxis Kultureller Bildung zu qualifizieren und zu professionalisieren: Felder, Arbeitsformen, Inhalte, Didaktik und Methodik, Geschichte und aktuelle Entwicklungen. Die Reihe bietet dazu die Bearbeitung akzentuierter Themen der ästhetisch-kulturellen Bildung, der Kulturvermittlung, der Kinder- und Jugendkulturarbeit und der Kulturpädagogik mit der Vielfalt ihrer Teildisziplinen: Kunst- und Musikpädagogik, Theater-, Tanz-, Museums- und Spielpädagogik, Literaturvermittlung und kulturelle Medienbildung, Bewegungskünste, Architektur, Stadt- und Umweltgestaltung.

Dorothea Kolland

Künste, Diversity und Kulturelle Bildung

30 Jahre kommunale Kulturarbeit
zwischen Kultur- und Gesellschaftspolitik

Reflexionen, Erfahrungen und Konzepte

www.kopaed.de

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Titelfoto: Flashmob – Ein Projekt von Aloisio Avaz mit der Klasse 6b der Elbe-Grundschule im Rahmen der Schüler-Künstler-Planer-Workshops zur Sanierung der Karl-Marx-Straße (2011). Foto: Kolland

ISBN 978-3-86736-335-8

Druck: Kessler Druck+Medien, Bobingen

© kopaed 2013

Pfälzer-Wald-Str. 64, 81539 München

Fon: 089. 688 900 98 Fax: 089. 689 19 12

E-Mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de

Inhalt

Die Menschen, der Stadtteil und die Kunst Vorwort von Gerd Taube	7
Kinderkulturarbeit als Gemeinwesenarbeit Versuch einer Positionierung (1980)	11
... wo Kinder leben, lernen, spielen: Kinder-Kultur-Wochen (1980)	16
Außer Schwoof nix los ... Kinder- und Jugendkulturarbeit auf dem Land (1981)	20
Musiktheater für Kinder und mit Kindern Der „Pollicino“ von Hans Werner Henze als Gesellenstück (1988)	34
Frei nach Schiller: Die sinnlichen Menschen vernünftig machen Reflexionen über das Bildungspotenzial von Kunst und daraus resultierende Verantwortlichkeiten (2007)	45
Kulturpolitik für Kulturelle Bildung Die Offensive Kulturelle Bildung (2007/2012)	55
Vom Abfall dieser Welt: „Récup“ Ein Kunstprojekt zwischen Westafrika und Berlin-Neukölln (2007/2012)	74
Grenzen öffnen, um Welten zu erkennen Kulturelle Bildung im kultur-und sozialpolitischen Kontext (2003)	84
Kulturelle Feindbilder Kümmeltürken und Musikantenstadl (2006)	103

(Inter)(Kulturelle) Bildung: Messlatte für Ausgrenzung oder Einladung zur Teilhabe? (2007/2010)	112
Vom Handeln mit Werten: Leitkulturen lokal (2005)	129
Interkulturelle Ethnologen der Zukunft Kulturelle Bildung zwischen Multikulti, Postmigranten und Transkultur (2011)	139
Neues aus Babylon Potenziale der Sprachvielfalt für kulturelle Bildung (2006/2012)	156
Wer bin ich? Mit Comics auf der Suche nach Identität (2012)	166
Bunt, Streitbar, selbstbewusst, vielsprachig Von den Wechselwirkungen zwischen Kultur, Politik, Kultureller Bildung und Migration (2011)	178
Schluss mit Sandkasten! Künstler-Schüler-Planer-Workshops im Sanierungsernstfall (2012)	192
Die Tür aufhalten: Wie Kooperationen zu mehr kultureller Teilhabe führen (2006)	210
Grenzgänge zwischen politischer und kultureller Bildung Die „19 Freiheiten“ der Grundrechte (2010/2012)	215
Kraftvektoren im Sozialraum oder: Wem gehört die Kulturelle Bildung? (2012)	228
Auf die Agenda: Kulturelle Bildung als Misch-Kultur (2010/2013)	244
Literaturverzeichnis	249
Danksagung	253

Die Menschen, der Stadtteil und die Kunst

Vorwort von Dr. Gerd Taube

Vorsitzender der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung

Ich weiß nicht, was Dorothea Kolland dazu bewogen hat, das idyllische Bergische Land gegen die Mauerstadt West-Berlin einzutauschen, als sie 1981 die Geschäftsstelle der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung in Remscheid verließ, wo sie seit 1978 Bildungsreferentin gewesen war, um Leiterin des Kulturamtes im traditionsreichen Arbeiterbezirk Neukölln zu werden. Was wie die Entscheidung einer jungen Frau gegen die Provinz und für die Großstadt anmutet, war doch eigentlich die berufliche Fokussierung einer kreativen Kulturarbeiterin, weg vom Panoramablick der Bundesvereinigung, hin zur kommunalen Perspektive und auf deren konkrete Handlungsebene. Sie ging zu den Menschen vor Ort, um auszuprobieren und praktisch mitzumischen bei der Gestaltung eines besseren Lebens für alle Menschen im Quartier. Um mitzuhelfen, das Versprechen einzulösen, das die Akteure der Kulturellen Bildung der Gesellschaft geben.

Ich könnte mir vorstellen, dass Dorothea Kolland bei der Konzeption und Koordinierung einer bundesweiten BKJ-Initiative auf den Geschmack gekommen ist. 1979 initiierte der Dachverband in 250 Kommunen im gesamten Bundesgebiet „Kinder-Kultur-Wochen“. In Städten, Dörfern und Stadtteilen wurde das vorhandene kulturelle Potenzial für die Gestaltung eines gemeinsamen kulturellen Events für die junge Generation aktiviert. Die „Kinder-Kultur-Wochen“ sind ein Modell kooperativer Kulturarbeit, die sich an den Bedürfnissen der Kinder in ihrem jeweiligen Lebensumfeld orientiert, die auf das politische Gestaltungspotenzial des Gemeinwesens vertraut und auf die Teilhabe aller Kinder zielt. Mit dem Konzept eines kommunalen Kinderkultur-Events als Impuls für die Vernetzung kommunaler Akteure aus Politik, Verwaltung, Bildungseinrichtungen, Vereinen und Initiativen wurde bereits die Grundidee formuliert, die den heutigen kommunalen Gesamtkonzepten für Kultur und Kulturelle Bildung zugrunde liegt.

Auffällig ist jedenfalls, dass sich dieser Grundgedanken durch alle ihre kulturpolitischen Reflexionen zieht und zur Basis einer überaus erfolgreichen kommunalen Kulturpolitik geworden ist, realisiert in einem der weniger privilegierten Berliner Bezirke. Rückblickend erscheint es mir geradezu folgerichtig, dass Dorothea Kolland das von ihr erkannte Potential der Kunst gerade dort zur Wirkung zu bringen suchte, wo die Distinktionskräfte der Hochkultur ganze Arbeit leisten. Dort, wo heute 165 Nationen ihre Heimat haben. Dort, wo Vielfalt und Verschiedenheit der Kulturen soziale Realität sind.

Im Zentrum von Dorothea Kollands Konzeption von Stadtteilkulturarbeit steht die Kunst, die Raum schafft für Neues, Ungewohntes, Provokantes. Die Fragen aufwirft, die sich den Menschen im urbanen Raum in den Weg stellt und die zur Beteiligung auffordert. Kunst, die Welten öffnet und die Augen. Kunst, die Menschen neue Erfahrungen ermöglicht und die Neugier und Offenheit erfordert und fördert. In ihren Texten reflektiert Dorothea Kolland immer wieder ihre eigenen Erfahrungen mit Stadtteilkunstprojekten und breitet dabei einen Schatz an Einsichten und Erkenntnissen aus, in denen sich die engagierte Kulturpolitikerin ebenso zeigt wie die leidenschaftliche Macherin und geschickte kommunale Strippenzieherin. Man kann an den vielfältigen Praxisbeispielen lernen, wie Kunst zum sozialen Kraftfeld werden und die Menschen und den Stadtteil einander näher bringen kann. Sie setzt dabei auf die freiheitliche und emanzipatorische Kraft der Kunst als Ermutigung für den Einzelnen und als Stadtermutigung.

Als erfahrene Kulturpolitikerin weiß die promovierte Musikwissenschaftlerin und Dialektikerin allerdings auch, dass solche Ermutigungen und Veränderungen nicht nur durch die Gestaltungspotenziale der Kunst allein zustande kommen und dass sie auch nicht selbstverständlich alle Menschen erreichen, sondern dass dafür die notwendigen Rahmenbedingungen im Stadtteil geschaffen werden müssen. Nach Dorothea Kollands Meinung ist die Kooperation von Künstler/innen aus dem Kiez mit Schulen und Kindertageseinrichtungen für die Schaffung von vielfältigen und für alle zugänglichen kulturellen Bildungsangebote unverzichtbar. Und zur Finanzierung solcher Kooperationen ist immer wieder Einfallsreichtum und politische Durchsetzungskraft gefordert.

Dorothea Kolland war maßgeblich an der „Offensive Kulturelle Bildung“ des Berliner „Rates für die Künste“ beteiligt und darf als eine der Mütter des Projektfonds Kulturelle Bildung in Berlin gelten, für dessen Einrichtung und Ausgestaltung sie sich vehement und mit Leidenschaft eingesetzt hat. Das zeigt, dass die Kommunalpolitikerin in übergeordneten Zusammenhängen denkt, was sie auch mit ihrem langjährigen Engagement in der Kulturpolitischen Gesellschaft unter Beweis gestellt hat. In einigen grundsätzlichen Beiträgen in diesem Buch reflektiert sie grundlegend die Herausforderungen an kommunale Kulturpolitik in einer ethnisch und kulturell vielfältigen Gesellschaft und sie argumentiert für die Ermutigungskraft der Kunst in der Kulturellen Bildung. Denn für Dorothea Kolland kann ein Gemeinwesen nur gedeihen und ein Stadtteil nur zur Heimat aller dort lebenden Menschen werden, wenn die kommunale Kulturpolitik auf kooperative Vernetzung der Kulturarbeit setzt und den Prinzipien von Diversity, sozialer Inklusion und gesellschaftlicher Teilhabegerechtigkeit folgt.

Die Texte in diesem Band umspannen den Zeitraum vom Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bis heute und damit auch einen wesentlichen Teil der fünfzigjährigen Geschichte der BKJ. Mit dem Konzept der „Kinder-Kultur-Wochen“ und den daraus folgenden Initiativen, die Dorothea Kolland für die BKJ entwickelte und nicht immer unwidersprochen realisierte, begann für diesen Dachverband, der sich zu der Zeit noch im Loslösungsprozess von der Erbschaft der „Musischen Bildung“ befand, eine neue Phase, die ihn bis heute prägt: die Hinwendung zur Verknüpfung

von Kultureller Bildung und Gesellschaftspolitik. Sorge dafür zu tragen, auch Unterprivilegierte und Randgruppen in ein größer werdendes Konzept von Kultureller Bildung einzubeziehen, das Chancengleichheit, Teilhabe und kulturelle Integration als Kriterium für gelungene Praxis wertet, nahm als fundierende Überzeugung damals ihren Anfang. Die Fokussierung auf „ausländische Kindern und Jugendliche“, so wie das damals hieß, oder auf Kinder- und Jugendkulturarbeit auf dem Land war der Anfang einer Entwicklung, die folgerichtig zu der Leitlinie „Kultur öffnet Welten“ als BKJ-Initiative für Chancengerechtigkeit in und durch Kulturelle Bildung führte. In diesem Prozess war Dorothea Kolland immer wieder zum Dialog mit der BKJ eingeladen. Kritisch und kreativ begleitete sie diesen Weg. Dafür steht eine Reihe von Texten in diesem Buch.

Das heutige Ziel der BKJ, die Aufhebung der ursprünglich systemischen Trennung und Konkurrenz zwischen schulischer und außerschulischer Kultureller Bildung, war im Konzept einer kommunal realisierten Kinder- und Jugendkulturarbeit wie den „Kinder-Kultur-Wochen“ bereits vorgedacht. Die kommunale Praxis in Neukölln machte für Dorothea Kolland eine bestmögliche Verzahnung von schulischer und außerschulischer Arbeit zur bedingungslosen Notwendigkeit um Teilhabegerechtigkeit zu ermöglichen, die ein kulturpolitisches Konzept der „Kultur für alle“ als oberstes Prinzip gelten lassen muss. Ebenso notwendig, aber schwer zu realisieren, war für Dorothea Kolland das Konzept einer auf den Sozialraum orientierten Kulturarbeit, in dem Kulturelle Bildung ein selbstverständlicher Bestandteil ist. Wurzeln für dieses Konzept liegen in den Vorstellungen von Gemeinwesenarbeit, mit denen sich die BKJ in diesen Jahren des Aufbruchs um 1980 beschäftigte und die sie in den letzten Jahren weiterentwickelte.

Auch die Anstrengungen der BKJ um eine Bestimmung dessen, was Kulturelle Bildung in ihrem Kern ausmacht, ist mit der Arbeit von Dorothea Kolland verbunden: Definierte sich die BKJ der siebziger Jahre, mit wenigen Ausnahmen, noch als Dachorganisation der Fachverbände für Laienkultur, damit in der Tradition der Jugendbewegung und der fünfziger Jahre stehend, so bemühte sich Dorothea Kolland um eine stärkere Verzahnung der Kulturellen Bildung mit professioneller künstlerischer Arbeit. In den Jahren ihres Wirkens für die BKJ begann daher eine Ausweitung des Mitglieder-Spektrums. In den späteren Jahren wurde die Rolle der Kunst für das Verständnis von Kultureller Bildung in der BKJ zunehmend relevanter, die Frage nach den Zielen von Bildungsprozessen und ihrer Qualität rückte die Künste wieder in den Mittelpunkt.

Wir haben Dorothea Kolland zu dieser Aufsatzsammlung eingeladen, weil ihre Texte nicht nur ihre, sondern auch unsere Entwicklung reflektieren und viele Themen Kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung, wie sie in den vergangenen mehr als 30 Jahren debattiert wurden, berühren. Es geht aber auch um die kultur- und gesellschaftspolitischen Debatten, auf die wir zu reagieren hatten und in die wir uns eingemischt haben. Wir als Verband und Dorothea Kolland als Exponentin kommunaler Arbeit. Wir würdigen mit der Herausgabe dieses Buches in unserem Jubiläumsjahr

nicht nur eine Bildungsreferentin der BKJ, die Akzente gesetzt und deren Arbeit Spuren hinterlassen hat, sondern auch das Wirken einer kommunalen Kulturpolitikerin, für die Kulturelle Bildung zum Kern von Bildung wie von Kulturpolitik gehört und die darin einen Schlüssel für die Überwindung sozialer Grenzen in unserer Gesellschaft sieht. Sie hat, dem Motto des BKJ-Jubiläums gemäß immer dafür gesorgt, dass Kreatives wachsen konnte und kreatives Aufwachsen und soziales Zusammenwachsen möglich wurde.

Und weil sie nicht unkritisch mit den Verbänden der Kulturellen Bildung umgeht, sondern in Beispielen darauf verweist, dass die Praxis Kultureller Bildung vor Ort oftmals schon weiter entwickelt ist, als das strategische Denken und Handeln der Funktionäre auf der Bundesebene, ist dieses Buch für alle interessant, die das bundespolitische Panorama im Blick und dabei nicht vergessen haben, dass die individuellen Prozesse des ästhetischen Lernens in der Kulturellen Bildung dort stattfinden, wo die Kinder und Jugendlichen leben: in den Quartieren der Großstädte, den Kleinstädten und Dörfern. Und diejenigen, die ebenda, vor Ort, kommunale Politik gestalten, finden in diesem Buch verallgemeinerbare Praxiserfahrungen und beispielhafte Konzepte kooperativer kommunaler Kulturarbeit für Kinder, Jugendliche und alle Menschen, entwickelt und reflektiert in Bezug auf prägende kultur- und gesellschaftspolitische Debatten und zentrale soziale Herausforderungen. Und beim Lesen lernt man außerdem eine kluge und streitbare Frau kennen, deren soziales Engagement nicht nur berufliche Pflichterfüllung, sondern gelebte Überzeugung ist.

Kinderkulturarbeit als Gemeinwesenarbeit

Versuch einer Positionierung (1980)

In der Sozialarbeit und in letzter Zeit auch in der Kulturarbeit, hat sich zunehmend die Tendenz zur Gemeinwesenarbeit herauskristallisiert, einer Arbeit, die unmittelbar Bezug nimmt zu den sozialen, politischen, regionalen Gegebenheiten des Arbeitsfeldes. Dieter Oelschlägel, Gesamthochschule Kassel, versuchte die Funktion von Gemeinwesenarbeit (GWA) zu beschreiben:

„Gemeinwesenarbeit versteht sich als professionelle Tätigkeit von Sozialarbeiterin, die sich auf ein Gemeinwesen richtet, auf die Aktivierung der Bevölkerung angewiesen ist und die Verbesserung der materiellen und psychischen Lage der Menschen zum Ziel hat. Gemeinwesen ist dabei dialektisch zu sehen. Es ist gleichzeitig Wesen des Menschen als ‚Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse‘, als die Vielzahl gemeinsamer Lebensbedürfnisse, wie auch die Manifestation solcher Bedürfnisse in der ‚gegenständlichen Praxis‘ in Erscheinungsformen wie Stadtteil, Verein, Institution.

Soweit es überhaupt noch äußerlich sichtbare Gemeinwesen gibt, haben sie sich vom inneren ‚wahren‘ Gemeinwesen entfremdet. Territoriale und funktionale Gemeinwesen sind die äußeren durch vom historischen Prozess der Entfremdung verkrüppelten Ausdrucksformen des ‚inneren‘ Gemeinwesens.

Entsprechend dieser Definition muss GWA – auf das Gemeinwesen gerichtete professionelle Tätigkeit des Sozialarbeiters – ebenfalls dialektisch vorgehen, d.h. sie setzt beim ‚äußeren‘ Gemeinwesen an, jedoch um das ‚innere‘ Gemeinwesen, das wahre menschliche Wesen zum Vorschein zu bringen. Wir formulieren damit bereits eine erste Zielvorstellung für Gemeinwesenarbeit: Gemeinwesenarbeit muss Beiträge zur tendenziellen Aufhebung und Überwindung von Entfremdung leisten, also die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen. Damit ist Gemeinwesenarbeit Befreiungsarbeit insofern, als sie die unmittelbaren Wünsche und Probleme der Menschen ernst nimmt, zu veränderndem Handeln unter Berücksichtigung der politisch-historischen Möglichkeiten motiviert und Einsicht in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermittelt. In diesem Sinne kann Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip jede soziale Arbeit strukturieren.“¹

1 Die Dokumente sind zitiert in: Langenfeld, Christine: Integration und kulturelle Identität zugewanderter Minderheiten. Eine Untersuchung am Beispiel des allgemeinbildenden Schulwesens in der Bundesrepublik Deutschland (2001). Tübingen Mohr Siebeck (S. 354)

In diesem Versuch, das „innere Gemeinwesen“, Strukturen menschlicher Beziehungen, menschlicher Lebensäußerungen zu fördern, fügt sich gemeinwesenorientierte Kulturarbeit ein. Sie versteht ihre Aufgabe weniger im Anbieten von Kultur, sondern vielmehr im Unterstützen kultureller Eigenaktivitäten. Es geht um die Förderung von Lernprozessen, um die Vermittlung von Fähigkeiten, sich und anderen soziale Bezüge deutlich machen zu können, die soziale Sprachlosigkeit zu überwinden, gemeinsame Perspektiven zu entwickeln.

In gemeinsamen kulturellen Aktivitäten, in „kulturellen Kommunikationsprozessen“ soll und kann neues Selbstbewusstsein gelernt werden, kann verschüttete soziale Identität wieder bewusst werden, soll die Entwicklung eines neuen sozialen Bezugsfeldes unterstützt werden.

Kulturarbeit als soziale Arbeit will nicht mehr soziale Hilfe sein, die Defizite kompensiert, Kulturarbeit sieht sich selbst als offensive oder präventive Sozialarbeit. Sie will durch die kulturellen Ereignisse, die sie schafft, Isolation bekämpfen, Geschichtslosigkeit durch neue Identifikationen mit Lebensraum und Zeit ermöglichen, zur Eigenaktivität ermuntern und Selbsttätigkeit initiieren. Die materielle und psychische Verelendung vieler Bevölkerungsgruppen ist mit einem Lebensgefühl und einer kulturellen Desorientierung verknüpft, deren Aufhebung zur Veränderung von Lebensverhältnissen bedeutsam ist.

In diesem Funktionsrahmen steht Kinderkulturarbeit. Sie hat ihre Aufgabe, gemeinwesenbezogene Kulturarbeit zu sein, nach zwei verschiedenen Seiten zu realisieren: für die Kinder – und für diejenigen, die diese Arbeit mit Kindern durchführen.

Kinder leiden – auch wenn sie dies nicht aussprechen können – unter den Lebenszusammenhang zerstörenden, Konkurrenz- und Leistungsdenken unterworfenen, mehr dem Profitstreben als der Erringung von echter Lebensqualität gehorchenden Mechanismen dieser Gesellschaft; spätestens in der Schule sind sie ihnen unmittelbar ausgesetzt. Zukunftsangst, Perspektivlosigkeit, Einsamkeit kennen Kinder besser als mancher Erwachsene dies annimmt; spontanes, eigenschöpferisches, kreatives Denken und Handeln wird nur in geringem Maße gefördert. Bedürfnisse der Kinder werden allzu selten erfragt und auch wenn sie evident sind (Bedürfnis nach Spiel), kaum berücksichtigt.

Weite Bereiche der Jugendpflege und der Wohlfahrteinrichtungen sind fast ausschließlich mit „Wiedergutmachungsaktionen“ befasst. Es muss viel Geld ausgegeben werden für die sogenannten „Problemfälle“ – für „schwer erziehbare“ und psychisch kranke Kinder, für Drogensüchtige [Patexverdünnung schnüffeln durchaus auch Kinder!], Alkoholsüchtige, Kinder- und Jugendkriminalität, Babystrich etc.; aufwendige Programme zur Beschäftigung von jugendlichen Arbeitslosen werden entwickelt. Langfristig gesehen „behandelt“ man hier Versäumnisse frühkindlicher Erziehung bzw. Defizite von Entwicklungsmöglichkeiten. Man kuriert Symptome, ohne an den Wurzeln anzusetzen – d.h. ohne die Voraussetzungen zu schaffen, dass sich alle Kinder optimal entwickeln

können. Kinder sind die wehrlosesten Leidtragenden der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung. Umweltschäden, Zerstörung der Städte, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, Kriege haben unmittelbare Auswirkungen auf die Lebensperspektiven von Kindern. Eine grundsätzliche Verbesserung der Lage der Kinder hat eine Veränderung der Gesellschaft in Richtung auf eine humanere Welt zur Voraussetzung.

Ein Verständnis von Kulturarbeit, die nicht mehr Defizite kompensieren will, die nicht auf soziale Hilfe reduziert wird, hat Konsequenzen für das Verständnis von Kinderkulturarbeit: Sie soll sich nicht auf die Bereitstellung von beliebigen Spiel- und Beschäftigungsmöglichkeiten reduzieren, sondern sie muss Kinder anregen, sich aktiv mit der sie umgebenden sozialen Umwelt auseinanderzusetzen, das utopisch-realistische Hinausdenken über sie fördern. Und sie muss und kann Kinder befähigen, sich auszudrücken – auch und gerade in nicht-sprachlichen Formen. Denn Kinder können über künstlerische Ausdrucksformen Bedürfnisse formulieren, deren sprachliche Artikulation ihnen noch nicht oder nicht möglich ist. Schließlich können kulturelle Aktivitäten, das oft harte Erarbeiten künstlerischer Ausdrucksformen Kindern Selbstbewusstsein, Wissen um eigene Fähigkeiten, eigenes Leistungsvermögen vermitteln. Dies ist insbesondere bei den Kindern wichtig, deren Sprachvermögen z. B. aus Gründen sozialer Benachteiligung oder Behinderung nicht voll entwickelt ist. Kulturarbeit mit Kindern hat nicht die Funktion des Trostpflasters, des Ablenkens, soll diese Funktion auch nicht haben, sondern kann wichtige Bewusstwerdungs- und Emanzipationsprozesse einleiten.

Diese Funktion von Kulturarbeit wird sich für Kinder nur dann entfalten können, wenn sie sich im unmittelbaren Lebens- und Erfahrungsraum der Kinder abspielt, wenn sie sich nicht weit weg von der Alltagsrealität bewegt, wenn Kinder selbst in den Prozess der Kulturarbeit aktiv eingreifen können und nicht nur mit Produkten konfrontiert werden. Doch sollen den Kindern auch Möglichkeiten gegeben werden, über ihren eigenen Horizont hinauszusehen, mit Leistungen anderer bekannt gemacht werden – sich auf Bedürfnisse der Kinder einzulassen kann nicht heißen, nur das zu tun, was Kindern bekannt ist. Dann käme man häufig über Produkte der „Kinderkultur“ à la Biene Maja kaum hinaus. Wenn es um Neues, den Kindern zunächst Fremdes und daher Uninteressantes geht, ist es unerlässlich, den Bezug zwischen ihrer eigenen Situation, ihrem eigenen Wissen und Können hin z. B. zu Gegenständen der Geschichte, zu Problemen Erwachsener, zu Kunstwerken herzustellen. Kunstwerke spiegeln mehr oder weniger komplex und vermittelt die gesellschaftliche Realität des Künstlers und seiner Zeit wider – in Geschichte und Gegenwart. Und das, was sie widerspiegeln, kann oft sehr spannend sein. So verstandene und entschlüsselte Produkte der Kunst- und Kulturgeschichte sollten ihren festen Platz in der Kulturarbeit auch mit Kindern haben.

Schließlich soll gemeinwesenbezogene Kulturarbeit mit Kindern keine neuen Ghettos schaffen – seien dies nun Ghettos für Gastarbeiterkinder, für Behinderte, für soziale Randgruppen: Diese Gruppen sind selbstverständlich zu berücksichtigen

und bedürfen sicher auch besonderer Hilfestellungen, aber sie brauchen keine Aktionen, die sich eigens mit ihnen beschäftigen und damit ihre Randgruppenfunktion verstärken. Uns geht es auch nicht darum, ein Ghetto für Kinder zu schaffen: Kinderkulturarbeit muss selbstverständlicher Teil der Kulturarbeit insgesamt sein, Jugendliche und Erwachsene haben daran ebenso Teil wie Kinder, auch wenn Kinder besonders berücksichtigt werden. Die meisten Aktionen werden ja von Erwachsenen für Kinder gemacht – und eben diese Erwachsenen haben ja auch ihren Spaß daran – nicht nur die Arbeit. Kinderfeste werden meist von selbst zu Bürgerfesten, weil ja meist die Eltern oder Großeltern mitkommen; Kindertheater kann auch so manchen Erwachsenen zum Nachdenken anregen. Aus der Perspektive der Kinder muss gemeinwesenbezogene Kinderkulturarbeit folgenden Kriterien entsprechen.

Sie muss:

- >> im Lebensraum der Kinder angesiedelt,
- >> bedürfnisorientiert,
- >> Phantasie befördernd,
- >> Kinder aktiv in den Prozess einbeziehend,
- >> nicht gettoisierend,
- >> realitätsbezogen und
- >> emanzipatorisch
sein.

Kinderkulturarbeit kann aber auch für diejenigen, die sie organisieren und durchführen, zum Modell für gemeinwesenbezogene, kooperative, mitverantwortliche Kulturarbeit werden. In den meisten Städten arbeiten viele (oder wenige) Vereine, Initiativen, Institutionen, Kulturgruppen u. a. unverbunden nebeneinander her; Konkurrenzmechanismen, Streit um Mittelverteilung, Kompetenzstreitigkeiten, Eitelkeiten verhindern oft die Arbeit miteinander. In dem Modell der Kinder-Kultur-Wochen war als wesentlicher Bestandteil die Möglichkeit angelegt, im Jahr des Kindes zu Kooperationsformen zu animieren, die bei der gemeinsamen dritten Sache Kind relativ leicht möglich waren, auch hier aber ein gegenseitiges Akzeptieren für die Durchführung gemeinsamer Projekte nötig war. Die Kooperationsidee, die hinter den Kinder-Kultur-Wochen steht, könnte zu einem Modell werden, wie Ämter, Vereine, freie Gruppen, Schulen, Kulturinstitutionen, Träger der freien Jugendarbeit, Kirchen, Jugendverbände und viele andere, die Kinder- und Jugendkulturarbeit in ihrer Kommune gestalten können. Die vielen dabei auftretenden Probleme zu überwinden, ist ein erster, oft entscheidender Schritt zu einer gemeinwesenbezogenen Kulturarbeit.

Gemeinwesenbezogene Kulturarbeit sollte nicht heißen, dass die Ämter – Kultur-, Jugend- oder Sozialamt – bestimmte Arbeit delegieren (oder abschieben), sondern sollte gemeinsame Verantwortlichkeit heißen: Bürgerbeteiligung nicht als Ventil gegen Bürgerunruhen, wie oft Mieterbeiräte bei Sanierungsvorhaben, sondern Mitsprache,

Mitarbeit – und dies bedeutet auch: Abgeben von Verantwortung. Dies bedeutet für viele der möglichen Kooperationspartner der Ämter einen – manchmal gefürchteten – Zwang zur verbindlichen, langfristigen Arbeit, bedeutet aber auch für die Ämter, die Beteiligten selbst über die Inhalte der Arbeit bestimmen zu lassen. Dies wiederum sollte nicht zur Folge haben, die Ämter zu reinen Goldesel zu degradieren, die man nur braucht, wenn es ums Geld geht. Die gemeinsame Arbeit an Projekten, bei denen es nicht nur, aber auch um Eigeninteresse der Beteiligten geht (die eigenen Kinder sind ja auch betroffen!), kann wichtiger Ansatz werden für langfristige Kooperationsformen, kann Sichtbarmachung, Entwicklung des „inneren Gemeinwesens“ befördern.

Damit könnte Kinderkulturarbeit wesentlich beitragen zur inhaltlichen Ausfüllung von kulturpolitischen Richtlinien, die von der UNESCO und von den europäischen Kultusministern verabschiedet worden sind, immer noch aber vor allem auf dem Papier stehen und viel zu selten Leben in der Realität gewonnen haben.

Die Beschlüsse der Osloer Konferenz der Kultusminister der Länder des Europarates von 1976 und der Generalkonferenz der UNESCO in Nairobi von 1977 („Recommendation on Participation by the people...“) machen es den Städten und Gemeinden zur Pflicht, über das kulturelle Angebot der von ihnen getragenen Institutionen hinaus eine vielfältige Förderung des soziokulturellen Lebens zu betreiben. Die „UNESCO-Empfehlung über die Teilnahme und Mitwirkung aller Bevölkerungsschichten am kulturellen Leben“ vom 30.11.1977 weist darauf hin, dass Förderungsmaßnahmen daher „jedem die Möglichkeit geben (sollen), nicht nur Empfangender zu sein, sondern auch sich selbst in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens auszudrücken...“.

Die „EntschlieÙung zur Kulturpolitik als Instrument zur Verbesserung der Lebensqualität in Stadt und Land“ der europäischen Kultusminister vom 17. Juni 1976 empfiehlt, „die Entwicklung eines breiten Fächers soziokultureller Aktivitäten (zu) fördern, so dass jedermann sich am kulturellen Leben seiner Gemeinschaft aktiv beteiligen kann“. Sie betont ferner, dass die Kulturpolitik auf lokaler Ebene darauf abzielen sollte, „durch eine in sich geschlossene Politik der soziokulturellen Animation allen Teilen der Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, als Betroffene am Prozess des Wandels teilzuhaben“ und „Formen kultureller Aktivität Beachtung zu schenken, die sich aus regionalen und lokalen Bedürfnissen und Traditionen ergeben und die die Identität der Gemeinschaft stärker hervortreten lassen“.

Prinzip einer solchen Kulturpolitik ist es, allen Gruppen der Bevölkerung angemessene Möglichkeiten zur Realisierung ihrer eigenen kulturellen Bedürfnisse und Ansprüche zu bieten. Dies heißt auch: den Kindern, die in der Gesellschaft leben.

Erstveröffentlichung in: Kolland/Pacho/Wolf (1981): Stadtentdeckungsreise und Musikbaumgerassel. Erfahrungen, Ergebnisse und Perspektiven der Kinderkulturarbeit. Regensburg: Bosse

... wo Kinder leben, lernen, spielen: Kinder-Kultur-Wochen

(1980)

In vielen Städten und Dörfern der Bundesrepublik konnte man irgendwann im Jahr 1979 Plakate mit einem grün-blauen, wie Puzzlesteine geformten Logo antreffen, die die Kinder ihrer Gemeinde, ihres Stadtteils, ihres Landkreises zu „Kinder-Kultur-Wochen“, „Kinderkulturtagen“, „Aktionswochen“ und ähnlichem aufriefen. Vom Dörfchen Krummhörn op Canum in Ostfriesland bis zum Städtchen Marktredwitz an der Grenze zur Tschechoslowakei, von der Großstadt Hamburg bis nach Völklingen, von Göttingen bis Erlangen, von Lübeck bis Füssen reichte das „Kinder-Kultur-Netz“.

Die Idee, eine solche Initiative zu starten, kam von der „Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung“ (BKJ), einem Zusammenschluss von 24 Organisationen, die in der außerschulischen kulturellen Jugendbildung arbeiten. Die BKJ rief zum Internationalen Jahr des Kindes alle Städte und Gemeinden der Bundesrepublik auf, „Kinder-Kultur-Wochen“ zu veranstalten. Ziel dieser Initiative war die Intensivierung von kommunaler Kinderkulturarbeit, dort also, wo Kinder alltäglich leben, lernen und spielen.¹

Insbesondere ging es darum,

- >> darauf hinzuweisen, wie wichtig kulturelle Bildung für die Entwicklung eines Kindes ist; d. h. einerseits die ergänzende Funktion der kulturellen zur intellektuellen Bildung zu verdeutlichen, andererseits die schöpferischen Fähigkeiten sowie die Freude am Tun aufzuzeigen;
- >> Gemeinden, Städte, Kreise sowie die Vereine und Organisationen, insbesondere der kulturellen Kinder- und Jugendarbeit, anzuregen, verstärkt kulturelle Angebote für Kinder zu entwickeln und durchzuführen;
- >> eine gemeinwesenorientierte Kulturarbeit zu ermöglichen; d. h. auf Kooperationsmöglichkeiten und –formen zwischen verschiedenen Institutionen, Organisationen und Initiativen hinzuweisen und diese zu unterstützen;
- >> die politisch Verantwortlichen auf ihre Verantwortung den Kindern gegenüber hinzuweisen, um so eine längerfristige kulturelle Arbeit zu ermöglichen.

Die Gefahr lag sicher nahe, mit diesen „Kinder-Kultur-Wochen“ im Internationalen Jahr des Kindes Alibis zu schaffen für nicht aufgearbeitete Probleme; Kinderfeste sollten

1 Die BKJ gab dazu eine Arbeitshilfe heraus: KINDERKULTURWOCHEN 1979 – THEMEN, TIPS, PROJEKTE (1979), Redaktion: Dorothea Kolland u.a., Remscheid: Eigenverlag

nicht dazu benutzt werden, um von der Problematik der weitgehend kinderfeindlichen Umwelt abzulenken.

Die BKJ versuchte von vornherein, „Kinder-Kultur-Wochen“ nicht als beliebiges Sammelsurium von Spielmöglichkeiten zu konzipieren. „Kinder-Kultur-Wochen“ sollen in erster Linie Spaß machen, sie können dazu beitragen, neue Spiel- und Aktionsmöglichkeiten für Kinder zu eröffnen, sie können Kinder zu eigener kreativer Tätigkeit anregen und die Freude an künstlerischer Gestaltung wecken. „Kinder-Kultur-Wochen“ eröffnen jedoch auch eine wichtige Chance, dass sich Kinder spielerisch-künstlerisch mit ihrer Umwelt, mit der Gesellschaft, in der sie leben, auseinandersetzen und Möglichkeiten ihrer aktiven Mitgestaltung erkennen. Deshalb schlug die BKJ vor, themenbezogene Veranstaltungen durchzuführen, die Themen waren aus der UNO-Erklärung zu den Rechten des Kindes abgeleitet. Zu diesen Themen erarbeitete die BKJ einen Katalog von Vorschlägen in Form eines Planspiels zur Durchführung vieler Aktionen. Dabei wurden vor allem folgende Punkte berücksichtigt:

- >> Die Veranstaltungen sollten den Kindern ein möglichst umfassendes Kennenlernen verschiedener künstlerischer Medien ermöglichen – von Musik, Spiel, Tanz bis hin zu Theater und Film. Dadurch sollten die Kinder ermutigt und motiviert werden, sich intensiver mit künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten zu befassen. Wo haben sie sonst die Möglichkeit, einfach einmal etwas auszuprobieren?
- >> Die Veranstaltungen sollten nicht direktiv von oben, sei es von der Stadtverwaltung oder einer Institution, verordnet und durchgeführt werden. Kinder sollten die Möglichkeit zur aktiven Mitgestaltung und Mitverantwortung haben, und „Kinder-Kultur-Wochen“ sollten zum Modell für gemeinwesenbezogene, kooperative Kulturarbeit werden – d.h., all die Initiativen, Vereine, Organisationen, Institutionen und Ämter, die sich angesprochen fühlten, sollten mitverantwortlich die Aktionen planen und durchführen.

Diese Konzeption wurde zu einem durchschlagenderen Erfolg als zunächst angenommen. Über 250 Städte und Gemeinden versuchten mit ihren Mitteln und Möglichkeiten, Kinderkulturarbeit, die an den Bedürfnissen der Kinder ihrer Kommune orientiert war, in Form von „Kinder-Kultur-Wochen“ durchzuführen; viele verschiedene Kooperationsmodelle wurden probiert und erprobt; manche hatten sich bei ihrem ersten Versuch, in ihrer Stadt Kinderkulturarbeit zu machen, zu viel vorgenommen, viele haben Lust bekommen, diese Arbeit weiterzuführen, und eine Reihe von Kommunen plant bereits „Kinder-Kultur-Wochen“ für die kommenden Jahre.

Den Kindern hat das gemeinsame Spielen, Basteln, Lesen, Malen, Musizieren so großen Spaß gemacht, dass sie natürlich auf eine Fortsetzung dieser Aktionen drängen. Ein paar Beispiele und Streiflichter von „Kinder-Kultur-Wochen“: In Forchheim, Mittelfranken, taten sich die Evangelische Jugend, die Wasserwacht, verschiedene Schulen, Jugendinitiativen, die DGB-Jugend und das Jugendzentrum zusammen und boten eine Woche lang Kindertheater, Kinderfilme, Spielaktionen

und ein Kinderfest an. Nicht nur die Art der Veranstaltungen, auch das gemeinsame Handeln war in Forchheim ein Novum.

Oder der Main-Kinzig-Kreis: Um das Jugendzentrum Ronneburg scharten sich viele Gruppen von Ausländern, Privatinitiativen, Laientheater, Jugendgruppen. Neben zentralen Veranstaltungen auf der Ronneburg fuhr ein „Kinder-Kultur-Mobil“ durch die Dörfer des Landkreises; die pädagogischen Betreuer spielten und bastelten mit den Dorfkindern. So entstand z. B. das Stück „Geschichten aus der Babelgass“ – die Kinder entwickelten das Stück, bastelten Handpuppen und führten beim Abschlussfest ihr Werk auf, indem sich die Realität dieser hessischen Kinder sehr plastisch-absurd verfremdet widerspiegelte.

Oder Kaiserslautern: Die „Kinder-Kultur-Woche“ fiel in die letzte Phase des Wahlkampfes, und auch Kinder wollten einmal Forderungen anmelden: Sie bauten auf einem zentralen Parkplatz, der ihnen „für eine Woche“ überlassen war, eine Blockhüttenstadt, lernten in verschiedenen Spielsituationen das Funktionieren und Nichtfunktionieren eines Gemeinwesens kennen und hatten damit endlich einmal einen zentralen Aktivspielplatz. Ihre Hoffnung war, dass die Stadtväter ihnen den Platz überlassen würden. Bei einem „Kinderparlament“ im Rathaus bekräftigten sie ihre Forderung. Die Stadtverwaltung ließ die Kinderstadt jedoch wieder einreißen. Die Kaiserslauterer Kinder waren zwar enttäuscht, aber nicht entmutigt – sie hörten ganz und gar nicht auf, ihre Forderungen vorzubringen, sie werden auch neue Durchsetzungsformen entwickeln. Sie haben das „Jahr des Kindes“ gut genutzt, um zu lernen, dass etwas durchzusetzen auch kämpfen heißt. Auch dies hat sehr viel mit Kinderkultur zu tun.

Oder Krummhörn in Ostfriesland (300 Einwohner): Hier nahm der rührige junge Pastor die Sache in die Hand, Feuerwehr, Frauenverein und der Ortsverein einer Partei (mehr Vereine gibt es dort nicht) machten mit. Die Werbung lief über das Kirchenblättchen, jeder fühlte sich verpflichtet, mitzumachen. Es wurde ein Dorffest, bei dem Erwachsene sicher genauso viel Spaß hatten wie die Kinder, für die es eine Kinderzeitung zu machen galt, eine Fahrrad-Funk-Rallye zu gewinnen, Theater zu spielen, Kinderfilme zu sehen, einen Friedhofszaun zu bemalen.

In Hamburg fanden die „Kinder-Kultur-Wochen“ in den einzelnen Stadtteilen statt, durchgeführt und betreut von Stadtteilinitiativen und Bürgervereinen, von Jugendzentren und Künstlergruppen des Stadtteils. Die Koordinierung übernahm das Referat Stadtteilkultur beim Kultursenator, der auch mit einer kleinen Geldspritze half. Es war das erste Mal, dass die verschiedenen Initiativen innerhalb eines Stadtteils ein gemeinsames Projekt durchführten – in Eigenverantwortlichkeit und Eigenregie.

In Auswertung und Fortsetzung der „Kinder-Kultur-Woche“ 1979 gilt es nun, aus den Erfahrungen heraus Modelle für eine langfristige Kinderkulturarbeit zu entwickeln, feste Finanzierung zu schaffen, vorhandene Einrichtungen der Bildungs-, Jugend- und Kulturarbeit zu motivieren, ihre Tore für Kinder zu öffnen und der Kinderkulturarbeit

einen institutionalisierten Rückhalt zu geben.² Vor allem aber sollte der Mut zu neuen Versuchen gestärkt werden, z. B. in der Form von Jugendkunstschulen, Spielhäusern, Spielinitiativen – Kinder sollten nicht nur einmal im Jahr die Möglichkeit haben, sich kulturell zu betätigen, und sie sollten nicht nur das bereits gut ausgebaute Netz der Musikschulen zur Verfügung haben, sondern auch mit anderen künstlerischen Medien umgehen und sich ausdrücken lernen.

Erstveröffentlichung: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hg.): Kunst für Kinder. BMBW-Werkstattbericht Nr. 26, Bonn 1980

2 Dokumentation: Kolland/Pacho/Wolf (1981): Stadtentdeckungsreise und Musikbaugerassel. Erfahrungen, Ergebnisse und Perspektiven der Kinderkulturarbeit. Regensburg: Bosse

Außer Schwoof nix los ...

Kinder- und Jugendkulturarbeit auf dem Land (1981)

... auf dem Land: Für den einen klingt es bäuerisch, hinterwäldlerisch, riecht nach Misthaufen, schlecht gemachtem Komödienstadl, Posaunenchor und Nachbarschaftsklatsch, für den anderen ist es eine Alternative zu den Schrecknissen des Großstadtdaseins, der Techniqueuphorie, der zerstörenden Wohnsilos, klingt nach gesundem Leben, nach Alternativprojekten.

Beide Positionen stehen der Realität des Landlebens sehr fern, der Realität derer, die dort leben, dort geboren wurden¹, dort auch weiter leben und arbeiten wollen. Wie eignen sie sich die Umwelt an, wie finden sie ihre Lebensperspektive – und welche Perspektiven haben sie überhaupt?

Diesen Fragen werden wir uns mit diesem Buch² nur annähern können; vor allem die Frage nach der Perspektive, die Kinder und Jugendliche auf dem Land für ihr Leben haben, hängt von gesamtgesellschaftlichen, nicht zuletzt ökonomischen Bedingungen ab, bei deren Veränderung sicher nicht Kulturpädagogen das letzte Wort haben werden.

Die Lebensbedingungen, Lebensperspektiven werden aber auch davon beeinflusst, wie Menschen leben, wie sie miteinander umgehen, wie sie sich die Umwelt aneignen, wie sie ihr Leben gestalten. Kultur als spezifische Aneignung und Gestaltung der Wirklichkeit, als Tätigkeit, Formulierung und Möglichkeit des Eingreifens in die Realität ist in diesem Kontext von besonderer Bedeutung. Die Bedeutung von Kultur kann nicht auf den Freizeitbereich reduziert werden – auch wenn wir uns in diesem Buch schwerpunktmäßig damit befassen –, sie betrifft auch die Bereiche Schule, Arbeit, Wohnverhältnisse, Gestaltung der Umwelt. Ebenso wenig ist Kultur zu reduzieren auf den Bereich der Kunst. Der künstlerische Aspekt der Kultur spielt eine wichtige Rolle in diesem spezifischen Prozess der Aneignung und Gestaltung der Wirklichkeit, im Bereich der Kulturarbeit (oder: soziokulturelle Bildung, oder: soziokulturelle Animation) sind aber gerade die Bereiche der bislang vernachlässigten Alltagskultur, der kulturellen Selbsttätigkeit hervorgehoben. Künstlerische Höchstleistungen und deren Rezeption müssen in einem ausgewogenen Verhältnis zu kultureller Eigenaktivität „an der Basis“ stehen, bei der nicht in erster Linie der Maßstab der Qualität der Leistung eine Rolle spielen darf.

1 Die Verfasserin lebte die ersten 19 Jahre ihres Lebens in einem kleinen Bauerndorf in Oberfranken.

2 Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (Hrg.) (1981): Nix los in der Provinz? Kulturarbeit mit Kindern und Jugendlichen auf dem Lande. Berlin: Elefantentpress.

Zu einem umfassenden Kulturverständnis zählen beide Bereiche, deren Trennung oder Vereinseitigung zwangsweise zu Amputationen wesentlicher Erkenntnis- und Gestaltungsmöglichkeiten der Menschen führen. Eine künstliche Trennung kann vor allem dann, wenn sie der Formulierung von Bildungszielen zugrunde gelegt wird, zu langfristig schädlichen Beschneidungen von Entwicklungsmöglichkeiten führen.

Kinder und Jugendliche, in der Stadt wie auf dem Land, haben ein Recht auf Kultur. Die Einlösung dieses Rechtes für junge Menschen auf dem Land zeichnet sich kaum als Hoffnungsschimmer am Horizont ab. Die Modellkonzepte, Pilotprojekte, Realisierungsversuche im Bereich kultureller Bildung der letzten Jahre waren ebenso wie die theoretische Diskussion um Gemeinwesenarbeit, Kulturpädagogik und Jugendkultur geprägt durch die Situation in Großstädten – die Menschenballung in den Zentren machte die Probleme früher deutlich, forderte eher Lösungsmöglichkeiten als die über viele Quadratkilometer verstreut lebenden Jugendlichen und Kinder in den Dörfern. Bei der Vernachlässigung der Probleme auf dem Land spielte sicher eine Rolle, dass viele derjenigen, die sich professionell mit Jugendfragen befassen, in den Zentren leben und damit vorrangig andere Probleme haben – oder in den eingangs beschriebenen Klischees verhaftet sind.

Dieses Buch versucht, einen Beitrag zur Verwirklichung des Rechtes auf Kultur für junge Menschen auf dem Land zu leisten. Es ging hervor aus einer Arbeitstagung, die die Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung im November 1980 auf der Ronneburg im Main-Kinzig-Kreis veranstaltete. Ziel der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (BKJ) ist die Förderung kultureller Bildung für Kinder und Jugendliche. In ihr zusammengeschlossen sind Fachverbände der Bereiche Musik, Theater, Tanz, Rhythmik, Foto, Film, Bildende Kunst, Literatur sowie zentrale Fortbildungsinstitute. Neben der Weiterentwicklung der fachlich fundierten kulturellen Bildung in den einzelnen Medienbereichen, die im wesentlichen von den Mitgliedsverbänden geleistet wird, sieht die BKJ ihre Aufgabe auch in der Förderung bislang vernachlässigter Bereiche und Zielgruppen. Dazu zählt ohne Zweifel der gesamte Bereich ländlicher Kulturarbeit.

Wir wollen uns dieser Thematik nicht von außen, von der Seite der „Sachverständigen“, aber nicht Betroffenen nähern; vor allem diejenigen sollen zu Wort kommen, die Kinder- und Jugendkulturarbeit auf dem Land selbst praktizieren. Diese Arbeit kann sehr unterschiedlicher Art sein, Methoden, Zielgruppen, Lernziele differieren in den gesammelten Berichten erheblich. Mit einem solchen breiten Spektrum kann am ehesten gezeigt werden, dass Jugendkulturarbeit auf dem Land durchaus machbar ist und dass auch neue Formen entwickelt werden können. Wir wollen denjenigen widersprechen, die meinen, dass auf dem Dorf nix los und auch nix los zu machen sei...

Was heißt heute „Leben auf dem Land“?

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Leben auf dem Land grundsätzlich verändert als in Jahrhunderten zuvor – für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, hinsichtlich des Arbeits- wie des Freizeitbereichs, hinsichtlich der Schulsituation, hinsichtlich der Funktionsbestimmung des Lebensraumes „Dorf“. Eine Gruppe 15-jähriger Schüler aus Hessen versuchte, im Rahmen des „Schülerwettbewerbes Deutsche Geschichte“ zum Thema „Feierabend und Freizeit im Wandel“ diese Veränderungen zu beschreiben:

„... Abwendung vom Bauernberuf – Freizeit der Jugend

Das Dorf war keine abgeschlossene Gesellschaft mehr wie früher, sondern wurde von außerhalb beeinflusst. Das Fernsehen zeigte täglich die „große, weite Welt“, von der die jungen Leute auch etwas kennenlernen wollten. Mit ihren Motorrädern war es eine Leichtigkeit, zum nächsten Ort oder in die Stadt zu fahren. So wurde man dauernd mit anderen Lebensgewohnheiten konfrontiert. Die zukünftigen Hoferben kannten das Leben eines Landwirts genau und waren sich bewusst, dass es kaum Freizeit, keine geregelte Arbeitszeit und unsicheren Verdienst bedeutete. So entschlossen sich viele, wenigstens zur Arbeit in die Stadt abzuwandern und dort eine Lehre zu beginnen oder in Mainz auf die höhere Schule zu gehen. Wenn sie einen Beruf hatten und den Hof übernehmen sollten, versuchten manche, den Beitz noch nach der Arbeit zu bewirtschaften. Das bedeutete jedoch eine Überbelastung, die man nicht lange ertragen konnte. Deshalb wurde häufig der Hof ganz aufgegeben. So wurden in Bodenheim die Berufe der Einwohner immer gemischer. Nur die größten Betriebe wurden noch bewirtschaftet, in der Regel die großen Weingüter...

Eines hatten alle diese Bodenheimer gemeinsam: Überall wurde die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit stärker, der Wunsch nach einem Feierabend jeden Tag bestand.

Neue Treffpunkte der Jugendlichen

Dadurch, dass es nun Motorräder und Autos fast in jeder Familie gab, verlagerten sich die Treffpunkte der Jugendlichen vollständig. Während man sich vorher im Laufe der Woche im Zug, in Vereinen oder Lokalen getroffen hatte, fuhren jetzt viele mit ihren Motorrädern oder manchmal auch den Autos ihrer Väter in die Stadt. Dort gab es große Kinos, in denen man sich unterhalten lassen konnte, oder man ging in ein Tanzlokal. Dort konnte man jeden Abend tanzen, was den Jugendlichen natürlich sehr viel Spaß machte. Während man früher nur selten in diesen Genuss kam, bot sich nun die Möglichkeit, mehrmals in der Woche ein solches Lokal zu besuchen. so war es ganz selbstverständlich, dass die Tanzabende in den Gastwirtschaften in Bodenheim, die jetzt auch öfter als früher stattfanden, für die jungen Leute von geringerem Interesse waren als die in Mainz. Denn in Bodenheim, spielten nie festangestellte Bands, sondern nur Musikgruppen. Diese gaben sich Namen, die denen aus der Stadt nachgeahmt waren, ihre Musik war oft dementsprechend...

Stadtflucht und Dorfromantik

Von 1848 bis 1980 hat sich vieles grundlegend verändert. Bodenheim hat eine völlig andere Bevölkerungsstruktur. Im alten Dorfkern leben die Winzer und Bauern. Sie konnten ihre Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten erhalten und sogar weiter ausbauen. ... „Feierabendwinzer“ – nebenberufliche Winzer – gibt es kaum mehr. ... Selbständige gibt es in Bodenheim nur wenige, viel mehr sind in den Fabriken, Betrieben und Behörden in und um Mainz beschäftigt. Sie haben ihren Hof aufgegeben, in der Scheune lagert nicht mehr das Stroh, sondern parkt das Auto. Auf den gepflasterten Hof hat man Blumenkübel gestellt, im Sommer sitzt man abends noch auf den Liegestühlen vor dem ehemaligen Kelterhaus. Freizeit ist für diese Generation zu einer Selbstverständlichkeit geworden, sie haben einen geregelten Feierabend.

Doch nicht nur die Fahrt in die Stadt ist zur Gewohnheit geworden, in der letzten Zeit zeigte sich sogar die Entwicklung einer „Stadtflucht“. Während man in den 50er und 60er-Jahren das Dorf als etwas Altmodisches betrachtete, verbreitet sich nun eine „Nostalgiewelle“. Auf dem Land in gesunder Luft zu leben, ist der Traum vieler Städter geworden. Wobei sie natürlich nicht auf ihre Bequemlichkeit verzichten wollen. So kann man jeden Samstag Anzeigen in der „Mainzer Allgemeinen Zeitung“ lesen wie diese: „Schicke Doppelhaushälfte in Bodenheim, nur 13 km von Mainz entfernt, ruhige Lage etc.“ So wird mit jedem Neubau mehr ein Stück Stadt auf das Land geholt. Für die neuen Bewohner heißt das natürlich nicht, dass sie das Dorf als ihr ausschließliches neues Domizil betrachten. Sie haben gar kein Interesse daran, sich am Dorfleben aktiv zu beteiligen. Die meisten betrachten Bodenheim als ihren Wohnort, Mainz aber als den Hauptbezugspunkt. So werden auch schon einmal Klagen laut, wenn es nach Mist riecht oder der Mähdrescher nach 21 Uhr am Haus vorbeifährt. ... Dorfromantik – ja, aber bitte nicht mit der Landwirtschaft in Berührung kommen! So ist Bodenheim kein in sich geschlossener Ort mehr, es gibt viele verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Interessen. So kann man auch nicht mehr wie früher von den „Bodenheimer“ reden.

Aktivierung des Dorflebens braucht keine Nostalgie zu sein

Obwohl die Bodenheimer die Chance hätten, ihre Freizeit im Wochenverlauf in höherem Maße abwechslungsreich zu gestalten, beschränken sich die meisten auf das abendliche Fernsehen. Dadurch werden die Beziehungen unter den Dorfbewohnern schwächer und das Dorfleben verflacht. Eines ist aber trotz der Nachteile der modernen Freizeitgestaltung klar: Für die Bodenheimer hat sich in Bezug auf Freizeit und Feierabend vieles verbessert. Die Überwachung der Freizeit wie früher besteht nicht mehr, jeder kann das tun wozu er Lust hat. Das alte Dorf, wie es früher war, würde in der heutigen Zeit ein Verhängnis für seine Bewohner bedeuten. „Ein Dorfproletariat, das sich gemütvoll anheimelnd um die Dorflinde schart und Folklore pflegt, in Fachwerkhäusern ohne moderne sanitäre Einrichtungen lebt, in der einklassigen Schule eine unzureichende Minimalbildung erfährt und hilflos der mobilen Industriegesellschaft gegenübersteht, aber durch die Massenmedien das Bild der Gegenwart ständig gegenwärtig hat, wäre ein schreckliches Zeitbild“.

Das Leben eines Menschen sollte von der Wechselbeziehung Arbeit und Freizeit getragen werden, wobei die Arbeit keine unangenehme Pflicht, sondern Befriedigung durch die Entwicklung seiner Fähigkeiten sein sollte. Die Freizeit müsste die gleichen Ziele erreichen, nur dass hierbei mehr Wert auf Erholung gelegt wird. Gerade in einem Ort wie Bodenheim wäre es deshalb wichtig, dass das Dorfleben aktiviert wird und ein neuer Zusammenhalt entsteht. Freizeit auf einem Dorf kann vielfältig sein, vielleicht sogar abwechslungsreicher als in der Stadt. Diese Vielfältigkeit ist immer dann gefährdet, wenn der Ort zu einer reinen Wohnsiedlung wird, in der die Bewohner keinen Wert auf gegenseitige Beziehungen legen. Die vielen Neubaugebiete sind vielleicht der erste Schritt dazu. Es bleibt zu hoffen, dass trotzdem immer mehr Bodenheimer Initiativen entwickeln und die Freizeit durch neue Angebote noch abwechslungsreicher und interessanter machen. Nur durch ein reges Dorfleben kann ein Ort wie Bodenheim seine Eigenständigkeit und typischen Merkmale wahren und dem Schicksal einer reinen Wohnsiedlung als Vorort von Mainz entgehen.“ (Galinski/Lachauer: 225ff)

Strukturwandel ländlicher Kindheit

Einige der wichtigsten Ursachen für diese Veränderungen seien hier benannt. Vorweg allerdings sollte davor gewarnt sein, pauschal von dem „Leben auf dem Land“ zu sprechen. Schon in dem räumlich relativ kleinen Land Bundesrepublik Deutschland birgt dieses Thema eine große Vielfalt, die stets zu berücksichtigen ist. Zum einen ist die jeweilige geografische und wirtschaftliche Situation der Region, über die es zu sprechen gilt, zu bestimmen. Die Situation einer relativ prosperierenden Agrarregion wie des Münsterlandes oder in Teilen Niederbayerns ist grundsätzlich anders als in Regionen, in denen Landwirtschaft überwiegend auf Nebenerwerbstätigkeit eingeschränkt werden musste, wie z. B. in vielen Teilen Hessens oder in Oberfranken. In jüngerer Zeit ergeben sich auch in Regionen, die im Einzugsbereich von Großstädten liegen, andere, neue Bevölkerungsstrukturen als in traditionell ländlichen oder abgelegenen Gebieten. Diese Gebiete, die einen sehr weiten Radius haben können – wie das Dorf, das die hessischen Schüler untersucht haben –, werden bezeichnenderweise als „suburbaner Raum“ eingeordnet. „Urbs“, die Stadt, ist also bereits das Bestimmende.

Gebietsreformen, regionale Wertausgleichs- und Zukunftsinvestitionsprogramme haben an der grundsätzlichen wirtschaftlichen Schlechterstellung des Landes nichts ändern können, vor allem in den bereits längere Zeit benachteiligten Regionen oder dort, wo die „natürlichen“ oder geografischen Bedingungen schlecht sind.

Bei aller zu bedenkenden Unterschiedlichkeit haben sich aber überall die Lebensbedingungen in den Dörfern in den letzten Jahren erheblich verändert. Die strukturellen Veränderungen der Landwirtschaft haben zu einem allgemeinen Abbau von Arbeitsplätzen auf dem Land geführt. Dies hat verschiedenste Konsequenzen: Zum einen führen diese Strukturveränderungen dazu, dass das Dorf Wohn- und

Freizeitort, aber nicht mehr Arbeitsstätte für die große Mehrzahl der Bewohner ist. Die oft nostalgisch beschworene Einheit von Leben, Wohnen und Arbeiten ist nicht mehr gegeben. Wegen oft langer Anfahrtswege für die Pendler und Nebenerwerbslandwirtschaft ist die Freizeit nicht gerade größer geworden. Für Kinder bedeutet dies, dass sie ihre Eltern nicht häufiger zu Gesicht bekommen als Großstadtkinder, deren Eltern in die Fabrik gehen – das „natürliche Hineinwachsen“ in das Leben der Eltern, in den zukünftigen Beruf, ist damit leerer Wunschtraum. Die Vollmechanisierung der Landwirtschaft tut hier ihr Übriges – auf einem modernst eingerichteten Hof steht die Kuh im hygienisch sterilen Stall, der Misthaufen ist verschwunden, das „Heuhupfen“ ist von einem Futtersilo überflüssig gemacht worden.

Gravierender sind die Probleme für Jugendliche, die auf dem Dorf kaum mehr qualifizierte Ausbildungs- oder Arbeitsplätze finden. Sie sind dazu gezwungen, zumindest ihre berufliche Zukunft fernab von ihrem Wohnort zu suchen. Viele von ihnen sind von Arbeitslosigkeit betroffen.

Eine sehr grundsätzliche Veränderung für Kinder und Jugendliche vom Dorf hat die Schulreform mit sich gebracht. Die Einrichtung von Mittelpunktschulen, Klassenzusammenlegungen, die Auflösung der kleinen, oft unqualifizierten Dorfschulen hat diesen Kindern und Jugendlichen die wichtige Chance gegeben, nicht unmittelbar unter einem Bildungsdefizit Stadtkindern gegenüber zu leiden; die Möglichkeiten des Besuchs weiterführender Schulen sind erheblich gestiegen.

Der regionale Konzentrationsprozess des Bildungsangebots hat aber auch zu Konsequenzen geführt, die ein – notwendiger – Reformoptimismus zunächst hat übersehen lassen. Die Dorfschule, Treffpunkt aller Dorfkinder, ist aufgelöst. Die Kinder – manchmal schon die Kindergartenkinder – werden durch Busse in andere Orte transportiert, zum Teil jede Altersklasse in einen anderen Ort. Dies hat zu erheblichen Veränderungen des sozialen Lebensraumes der Kinder geführt; selbst in kleinen Orten kennen sie sich untereinander kaum mehr. Denn über welche Aktivitäten haben sie miteinander zu tun? Zudem kostet der Transport im Schulbus viel Zeit; 6-jährige Kinder werden ebenso wie die Älteren um 7.00 Uhr abgeholt und gemeinsam mit den Ältesten um 14.00 Uhr nach Hause gebracht, die Zeit bis zur Abfahrt des Busses müssen sie als „Stillzeit“ verbringen, da kaum eine dieser Mittelpunktschulen z. B. Sozialpädagogen oder freigestellte Lehrer hat, die sich mit den Kindern beschäftigen könnten.

Beide genannten Aspekte – die Verlagerung des Arbeitsplatzes außerhalb des Dorfes und die veränderte Schulsituation – haben zu einer grundsätzlichen Veränderung des dörflichen Sozialgefüges geführt bzw. werden längerfristig dazu führen. Zwar sind in den meisten dörflichen Gemeinschaften noch Reste sozialer Zusammengehörigkeit vorhanden, die einen wichtigen Teil dörflicher Lebensqualität ausmachen, doch ist damit nicht selten auch eine massive soziale Kontrolle verbunden, unter der diejenigen am meisten zu leiden haben, deren Verhalten von der vorgegebenen Norm abweicht (z. B. unverheiratete Mütter, Geschiedene, Homosexuelle) oder deren Lebensauffassung die dörfliche Norm missachtet. Dies macht es gerade